

Hausblätter für das Volk.

Verleger und verantwortlicher Redacteur: Pfarrer Dr. J. Wiek in Breslau.

Nr. 75.

Sonntag, den 17. September 1864.

II. Jahrgang.

Die Breslauer Hausblätter erscheinen jeden Mittwoch und Sonntag, und sind durch die kgl. Post-Anstalten für 14 Sgr., in Breslau durch die Colporteurs in's Haus gebracht für 12 Sgr. und in den Commanditen für 10 Sgr. pro Quartal zu haben.

Inserate werden bei einer starken Auflage mit 1½ Sgr. für die gespaltene Petit-Zeile oder deren Raum berechnet und in der Expedition, Universitätsplatz Nr. 16, angenommen.

[Stand der Weltthätigkeit.] Als im Jahre 1849 das preussische Garde-Corps dem greisen Helden Feldmarschall Radetzky zu seinen Siegen in Italien eine Glückwunschadresse übersandte, unter welcher an erster Stelle der Name des damaligen Kronprinzen, unseres jetzigen Königs, stand, richtete der österreichische Siegesheld an ihn zunächst seine Dankantwort und sprach sich in Erinnerung an die Freiheitskriege und die damalige Waffenbrüderschaft zwischen Oesterreichern und Preußen sehr entschieden für die innige Alliance beider Länder und ihrer Herrscher aus. „Nimmer,“ so schrieb Radetzky, „soll der Bund zerreißen, den wir dort (auf den Schlachtfeldern Deutschlands gegen Napoleon) geschlossen, wenn auch keiner mehr übrig sein wird von den Männern, welche ihn mitgekämpft, den Kampf für Deutschlands Freiheit. Ja, noch einmal hat das preussische und österreichische Heer Deutschland von dem Untergange gerettet, als sie mit treuer Brust die Throne ihrer Herrscher deckten, an deren Stufen schon eine wilde Demagogie zerstörend pochte. Könnte je Bruderzwist diese Heere noch einmal spalten, dann ist es auf immer um Deutschlands Größe und Einheit geschehen; denn nicht mit Theorien, nicht mit Deklamationen bekämpft man den inneren und äußeren Feind, das beweiset das Land, auf dessen Boden ich jetzt stehe. Doch dahin wird es nicht kommen, so lange noch an der Spitze deutscher Heere deutsche Fürsten stehen. Ja, Deutschland soll groß, soll frei, soll mächtig sein; aber es soll es mit und durch seine Fürsten sein, denn nur durch Eintracht, nicht durch Zwiespalt, kann dieses hohe Ziel erreicht werden. Möge das preussische, möge das österreichische Heer das Band sein, das Hohenzollerns und Habsburgs Throne unzertrennlich mit einander verbindet, dann werden die Wetterwolken entwinden, die jetzt noch drohend den Horizont unseres deutschen Vaterlandes umhüllen. Auch in unserer Brust schlägt ein stolzes, deutsches Herz, und Niemanden räumen wir das Vorrrecht ein, deutscher zu empfinden, als wir; aber wir kennen die Geschichte unserer inneren Spaltung, wir wollen nicht daß diese unglücklichen Zeiten sich wiederholen sollen, die nur denselben verderblichen Ausgang haben würden, wie ehemals. Ob Fürstenehrgeiz, oder aufgewiegelter Volksgeist uns in

Bruderzwist und in Verderben stürzen, das gilt gleich. Empfangen Ew. Königliche Hoheit meine und meines Heeres Huldigungen und geruhen Höchstselben, dem edlen Corps, dessen hoher Führer Sie sind, unseren brüderlichen Gruß zu entbieten. Oesterreichs Krieger reichen durch mich Preußens tapferem Heere die Hand zum Schutze deutscher Freiheit, deutscher Größe und vor Allem deutscher Einigung durch alte deutsche Treue und Tapferkeit.“ Das ist die eines wahren deutschen Patrioten würdige Sprache. Die neuesten Siege über Dänemark bestätigen ihre Wahrhaftigkeit. Möge die Gefahr, welche die Spaltung beider Großmächte für sie selbst und ganz Deutschland unzweifelhaft bringen muß, für immer vermieden werden durch ihre Einigung, die über die Dannewerke, Düppel und Alsen hinaus dauern muß, wenn Deutschland gegen äußere und innere Feinde gesichert sein soll.

Aus Mecklenburg wird den „Hausbl.“ geschrieben: Das Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin wie Strehlich ist in vieler Weise bekannt. Dort blühen Ackerbau und Viehzucht, weswegen es wohl auch im Wappen einen Ochsentopf führt; dort wird von den Seestädten Rostock, das von den Ostseestädten die meisten Schiffe besitzt, und von Wismar großer Handel getrieben; dort begründete bekanntlich Friedrich Franz I. gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zu Doberan das erste Seebad Deutschlands; dort florirt neuerdings die Prügelstrafe, die unter Umständen übrigens wirksamer sein mag und wohlfeiler ist, als eine wochenlange Züchtung eines Taugenichtses auf Staats- oder Gemeindefkosten mit freiem Logis. Bei einer kleinen Reise habe ich es aber noch ganz vorzüglich in religiöser Hinsicht bemerkenswerth gefunden. Nachdem nämlich die Ketten, welche der katholischen Kirche so lange in Schleswig-Holstein angelegt waren, in neuerer Zeit gesprengt worden, ist wohl Mecklenburg nur noch das einzige Land Deutschlands — obgleich auch z. B. in Sachsen und anderweit noch viel zu wünschen oder zu erkämpfen übrig bleibt — wo man die katholische Kirche slavischer behandelt, als der Sultan in der Türkei, selbstverständlich zur Beglaubigung der unseren Widersachern leibgeigen „Toleranz.“ Nur an vier Orten der Großherzogthümer darf katholischer Gottesdienst stattfinden, und doch giebt es noch an anderen Orten

3. B. Rostock, Katholiken bis 50 an der Zahl, die mit viel mehr Recht eigene Kirche, Schule, Seelsorger beanspruchen könnten, als die vier Protestanten zu Meran, für die der Liberalismus so feurig in's Zeug gegangen. Jene Orte sind Schwerin, Ludwigslust, die Hauskapelle des Herrn von der Kettenburg auf Maggenbors und Strehlitz, woselbst sich aber der Herr Pfarrer aus Wittstock, welcher die Katholiken hier mitpastorirt, immer nur 14 Tage im Monat aufhalten darf. Es sind hier 100 Katholiken. Zu Zeiten ist auch schon mit großherzoglicher Erlaubniß im Badeorte Doberan von Schwerin aus Gottesdienst gehalten worden, wenn sich nämlich höhere katholische Badegäste dort aufhielten. Außerhalb genannter Orte soll kein katholischer Gottesdienst, keine Sakramentspendung, auch nicht auf dem Sterbebette, keine katholische Beerdigung mit Priesterbegleitung, selbst nicht in Civilkleidung, stattfinden. Eine katholische Beerdigung ohne Geistlichen ist aber gütigst erlaubt!! Soll man über den Aberglauben lachen oder weinen? Die Funktion zweier Priester oder eines auswärtigen Priesters bei einer Beerdigung ist bei Strafe untersagt. Will Jemand, der nicht zum Hause des Herrn von der Kettenburg gehört, und in der Nähe wohnt oder weilt, dem Gottesdienste in seiner Kapelle beiwohnen, so bedarf er dazu erst der „Erlaubniß.“

Bei solchen Verhältnissen darf es wohl nicht Wunder nehmen, wenn ein Prediger von der Kanzel sagte: „M. G., wir sind ja keine Juden, und auch keine Katholiken, wir sind ja evangelische Christen.“ O gelobtes Land Mecklenburg, das einen Ochsenkopf im Wappen führt! Der Leser wird fragen, warum und wozu die Ungerechtigkeit gegen die Katholiken? Ich lasse einen höher gestellten Protestanten dieses Landes antworten: „Wenn wir den Katholizismus freilassen, so werden die Leute wieder katholisch.“ So! nun dann wird die Sperre doch nicht helfen.

Das ist also etwas von dem gegenwärtigen Mecklenburg; aber es giebt auch noch dasige Merkwürdigkeiten, die aus dem Alterthum resp. dem finsternen Mittelalter herkommen sollen, natürlich nach lutherischer Erblehre. Es verhält sich mit ihnen ebenso wie mit den Reliquien zu Wischnad bei Wittenberge, wo Petri Stiefeln, Sündenwage, Christophorus Hemde, der Geldbeutel des Judas gezeigt werden als Zeichen „katholischer Finsterniß,“ und worüber man lacht, wie über die Abergabe, die damit gegen die Kirche operirt.

In der schön restaurirten Cisterzienserkirche zu Doberan werden dem Besucher an der Seite eines herrlichen gothischen Klappaltars vom rechtseligen Rüster folgende Reliquien gezeigt. Ries nur und staune: Der Stein, womit David den Goliath geschleudert; die Serviette, welche der Bräutigam auf der Hochzeit zu Kana gebraucht; ein Daumenthonen des hl. Christophorus; das Scheermesser, womit Dalila dem Samson die Locken abschnitt; Lot's versteinerte Frau (eine verstümmelte Heiligenstatue); Helis Stuhl; Stücke von Petri Fische; Heu, wovon der Esel im Stalle zu Bethlehem gefressen; Flachs, wovon Maria gesponnen, auch Leinwand, die sie gewebt; Lappen von Joseph's Rock; Gräten vom Fische des Tobias; die Schädel des Petrus, Paulus und Thomas; der Ast,

woran Absalon hängen blieb; Knochen von Adam. Ein Herr sagte mir, man sehe dort auch Sprossen der Leiter, welche Jakob im Traume geschaut. Noch giebt es andere Merkwürdigkeiten, die mir theilweise entfallen sind, theils auch der Anstand zu nennen verbietet; ich glaube indeß, daß der Leser mit der aufgezählten Sorte schon zufrieden sein wird. Damit wird der lutherischen Rechtgläubigkeit unter die Arme gegriffen, versteht sich in Mecklenburg, wo sie einen „Ochsenkopf“ im Wappen haben!

Um den Leser zu versöhnen, muß ich aber noch einige katholische Merkwürdigkeiten, die in jener majestätischen Cisterzienserkirche zu sehen sind, erwähnen. Obenan stehen drei noch herrlich erhaltene gothische Altäre, wovon sich der eine in der kleinen katholischen Kirche zu Ludwigslust durch die Gunst eines früheren Großherzogs befindet. Prächtig ist eine ewige Lampe in Form einer Muttergottesstatue. Auch ein großes gothisches Sakramentshäuschen in Form eines wohl 30 Fuß hohen Thürmchens neben dem Hauptaltar, sowie ein großes Crucifix, das einst Chor und Schiff trennte und an seinen Balken mit lauter Heiligenstatuen versehen ist, sind wirklich sehenswerth.

In Belgien bringt die „Aufklärung“ Früchte ihrer Art. Die „Independance“ schreibt: „Seit einem Monat zählt man im Arrondissement von Brüssel mehr als 20 Fälle von Selbstmord.“ Das „Bien public“ macht hierzu folgende Bemerkung: „Man hat in allen möglichen Tonarten behauptet und ausposaunt, daß, wo der ministerielle Liberalismus herrsche, es nur Civilisation, Aufklärung, Intelligenz, Liebe zum Wahren und Schönen gebe — und siehe! das eifrigste ministerielle Blatt muß bekennen, daß im Arrondissement von Brüssel, welches elf liberale Deputirte in's Parlament sendet, das schrecklichste Verbrechen herrscht: mehr als 20 Selbstmorde in einem Monate — also beinahe einen täglich! Fügen wir hinzu, daß es nach einer amtlichen Statistik in Brüssel im zweiten Trimester des laufenden Jahres 383 uneheliche und 1124 eheliche Geburten gab. Dieselbe Statistik besagt, daß in demselben Trimester fünf Ehescheidungen in der Hauptstadt erfolgt sind. Selbstmorde, uneheliche Geburten und Ehescheidungen: das ist die direkte Frucht der freigeistlichen Lehren, welche der Liberalismus rühmt und anpreist.“

Aus Frankreich berichtet man, daß die höheren Gesellschaftskreise, auch die regierungsfreundlichen, ihre Kinder statt in den Staatschulen, viel lieber besonders in den von Jesuiten geleiteten Privatanstalten unterrichten lassen und daß gerade diese Böglinge bei den Prüfungen für den Staatsdienst am meisten glänzen. Die liberale „Opinion nationale“ entsetzt sich darob und sieht schon alle hohen Stellen in der Diplomatie, der Administration, dem Militär mit Jesuitenzöglingen besetzt und wittert Verrath an Verfassung und Dynastie. Zweifelsohne würde der schwindstüchtige Liberalismus, der die Freiheit nur für sich kennt, sonst aber gern den Pascha spielt, wie in Belgien und Baden zu sehen, am liebsten die Jesuitenschulen schließen, damit ihm deren Gescheitheit nicht über den Kopf wachse. Der Schwächling!

Der „Moniteur du Salvados“ erzählt, angeblich nach einem

römischen Journale, folgendes: „Napoleon III. hat von dem jetzigen Papste die Lanze erhalten, welche in dem Grabmal Karl's des Großen eingeschlossen war. Als große christliche Reliquie hat dieser Gegenstand einen unbestreitbaren Werth, und man sagt, daß der Kaiser, dessen Zuversicht auf sein eigenes Geschick kein Geheimniß ist, dieses Geschenk als eine Vorbedeutung dafür ansieht, für die Wiederherstellung der Kirche zu der Rolle eines Karl's des Großen berufen zu sein.“ Nun, dann hätten die Piemontesen wohl keine Aussicht auf Rom, wohl aber große, ihren Raub zu verlieren, wozu es allerdings auch ohne den neuen Karl den Großen den Anschein hat.

Eine Versammlung von Kirchenverwaltungsräthen in einer französischen Provinzialstadt hat jüngst darüber berathen, ob es nicht angezeigt sei, den Preis der Kirchenstühle, deren Benützung durch die weiten Crinolinen ungebührlich beschränkt werde, zu erhöhen. Man will nämlich bemerkt haben, daß in irgend einem Raume der Kirche, wo eigentlich hundert Personen Platz hätten, durch die Invasion der umfangreichen Crinolinen nur dreißig bis fünfunddreißig Plätze gerechnet werden können. Um den hierdurch entstehenden sehr bedeutenden Ausfall an den Einnahmen der Kirchenverwaltung zu decken, ist beschlossen worden, daß Crinolinen-Besitzerinnen, welche mindestens den Raum von drei Plätzen beanspruchen, demgemäß auch den dreifachen Preis zu entrichten haben werden. In einer Pfarrgemeinde des Elsaß hat man diese Maßregel auch bereits zur Ausführung gebracht. Wenn man diese neue Art von Crinolinen-Steuerung auf alle öffentlichen Plätze, Theater, Concertsäle u. dgl. ausdehnen wollte, so dürften sich in Folge dessen die riesigen Stahlguthäuser bald auf ein sehr bescheidenes Maß reduciren.

Aus Florenz, im glücklichen Raubstaate, schreibt man: „Seit drei Monaten sind unsere Mauern der Schauplatz blutiger Ereignisse der brutalsten Art; seit drei Monaten wird die heftige Bevölkerung von einer Art dämonischer Macht in Angst und Furcht versetzt. Ich will nur einige der Schandthaten anführen. Sie werden sich vor Allem noch an die mysteriöse, gewaltthätige Entführung auf der Straße di Fiesole erinnern, über welche bis heute noch keine eigentliche aufklärende Mittheilung gemacht wurde; später wurde in der Straße Avelli die Courtisane Elisa Fantini mit mehr als zwanzig Dolchstichen ermordet und es blieb der Mörder bis heute noch aller Welt verborgen; kurze Zeit darauf schnitt eine noch immer unbekannte Hand einem andern Mädchen die Halsader durch und am 23. August fand man in einem Hause im Borgo St. Jacopo eine Frau, die Zimmer vermiethte, von vielen tiefen Wunden bedeckt, todt auf dem Bette! Fast hat es hier den Anschein, als gingen alle diese und andere Morde von einer und derselben Seite, nach dem nämlichen bestimmten Plane aus. Welche diabolische Macht hier obwaltet, wissen wir nicht, aber das wissen wir, daß es eine heilige Pflicht der Regierung und ihrer Organe wäre, die Gesellschaft vor solchen Gräueln zu schützen und das Verbrechen dem Strafgerichte zu überliefern.“

Der Kanton Genf, dessen Hauptstadt der Ursitz des Cal-

vinismus ist, wo neuerlich von radikaler Seite blutige Angriffe auf die politischen Gegner stattfanden, in Folge deren vier dem Tode erlagen, ist etwas über 4 Quadratmeilen groß und hängt nur durch einen schmalen Landstreifen mit dem Kanton Waadt zusammen. 1850 betrug die Bevölkerung beinahe 64,000 Einw., jetzt bei 84,000, die fast zur Hälfte auf die Stadt, zur Hälfte auf die Landschaft vertheilt sind. Die letzte Volkszählung ergab 42,355 Katholiken, 40,266 Reformirte, 724 Dissidenten und Juden. 1857 zählte man fast 35,000 Reformirte und nahezu 29,000 Katholiken; die Fortschritte sind also auf katholischer Seite außerordentlich im „calvinischen Rom!“

Nach Neustadt D./S. Wenn Herr Rektor Kleineidam seines Rektorats Erstgeburt — Abhandlung über den Werth der Wissenschaften — vertheidigt, so ist das väterlich und natürlich, da selbst, was freucht und fleucht auf Erden, seine Brut liebt und schützt. Nur hätte er vorsichtiger und bedächtiger verfahren sollen, um seine Sache zu verbessern. Mich aber will bedünken, er habe sie verschlimmert, indem er mich durch seine Entgegnung in Nr. 74 d. Bl. zwingt, ihm ernstlicher und mit weniger Schonung als früher einige vielleicht unangenehme, aber doch sehr gerechtfertigte Wahrheiten zu sagen. — Vorerst muß ich es rügen, daß er von der Sache abshweisend zu persönlicher Verdächtigung sich hinreißt, indem er mich verdenkt, ich möchte wohl nicht aus „Wahrheitsdrang“, sondern aus der Absicht geschrieben haben, „den Rektor Kl. verhaßt zu machen und das Gedeihen der neu errichteten Schule zu untergraben.“ Eine derartige Polemik, welche die Absichten eines Andern in's Gemeine zieht, ist unsittlich und gemein. Hr. Kleineidam hätte bei einiger Ruhe wohl finden können, warum ich mit seiner Abhandlung unzufrieden war. Ich habe es ihm ziemlich deutlich gesagt, daß ich zum Gedeihen der neuen Anstalt es durchaus nothwendig erachte, daß sie als katholische auch im entschieden katholischen Geiste geleitet sein müsse und daß ich die katholische Farbe vor allem in der gerügten Arbeit vermisse, die ebenso gut von einem Juden, Muhamedaner und Protestantem hätte geschrieben werden können. So wenig läßt sie Couleur blicken.

Es soll mir gewiß recht sein, wenn Hr. Kleineidam in seinem Leben und Wirken in Neustadt ein Muster eines kathol. Rektors ist, worüber ich nicht urtheilen kann, da ich nicht das Vergnügen habe ihn zu kennen. Ich halte es aber im Interesse der neuen Anstalt als unerlässlich, daß er auch, wo er als Schriftsteller auftritt, in einer Abhandlung, die ihm dazu so nahe Gelegenheit bot, seine kathol. Ueberzeugung leuchten lasse und zum mindesten sich aller unkatholischen Aeußerungen enthalte.

Es ist aber unkatholisch, wenn der Hr. Rektor folgende kolossale Behauptungen hinausschreibt:

1) pag. 15: „daß die Aufschlüsse, welche über den Zweck des menschlichen Daseins und das Leben im Jenseits gegeben werden, im Allgemeinen farg seien;“

2) pag. 14: „daß sich im Jenseits alle Freunde und Angehörige wiederfinden;“

3) pag. 11: „daß die Wissenschaft der Geographie in der näher

bezeichneten Art einen so klaren Begriff von der Weisheit Gottes vermitteln, wie ihn der Mensch überhaupt empfangen könne."

Diese drei Sätze versloßen gegen die göttliche Offenbarung in der kathol. Kirche, die überreich an Aufschlüssen über den Zweck des menschlichen Daseins und das Jenseits ist, die keineswegs lehrt, daß sich alle Freunde wiederfinden, sondern durch die Annahme des Himmels und der Hölle deutlich zeigt, daß ein Wiederfinden nur unter gewissen Bedingungen stattfindet, die endlich für sich und nicht für die Geographie den Anspruch erhebt, dem Menschen einen so klaren Begriff von Gottes Weisheit zu vermitteln, als er auf Erden überhaupt empfangen kann. Ich will gern annehmen, daß Hr. Rektor Kl. mit jenen Behauptungen nicht wissentlich habe mit dem Glauben in Widerspruch treten wollen. Aber dann hätte er die Rüge still hinnehmen und sich der Verdächtigung enthalten sollen, als wollte ich ihm persönlich und der Anstalt Schaden, denen beiden ich sicherlich nütze, wenn ich den Rektor zu größerer Vorsicht beim Schreiben veranlasse und so die Anstalt behüte, daß nicht gegen sie in kathol. Beziehung Verdacht erweckt werde. Es ist daher auch eben so ungehörig, wenn Hr. Kleinedam sich anmaßt, mich der Heuchelei zu beschuldigen und mich „im Herzen einen Feind der höheren Schulen nennt, der mit dem Munde ihr Freund sei.“ Solche Kampfwaffe ist unter aller Kritik und überlasse ich das moralische Gericht darüber dem sittlichen Leser, wie auch über die weitere Insinuation, was ich sagen wollte, wenn aus meiner Behauptung, „daß sittlicher Charaktermangel vorzugsweise bei Personen sich vorfinde, welche höhere Schulen besucht,“ man folgern wollte, „ich müsse wohl keine höhere Schule besucht oder durch ihren Besuch mir sittlichen Charaktermangel zugezogen haben.“ Derartige hässliche Verdächtigungen lassen sich nach meiner Uebersetzung allerdings auch nicht sittlich und charaktervoll nennen.

Ich bin aber weit entfernt, Hrn. Kleinedam auf solches Feld zu folgen und bemerke nur auf sein: „was ich sagen wollte,“ daß ich ganz einfach sagen würde, er habe einen logischen Boß geschossen mit seiner Schlußfolgerung. Denn wenn sittlicher Charaktermangel sich vorzugsweise und verhältnismäßig mehr als bei unstudirten Leuten bei solchen findet, welche höhere Schulen besucht, was die tägliche Erfahrung lehrt, wenn man auf die Religionsverrottung und Lebensleichtfertigkeit hinblickt, so liegt darin nicht ausgesprochen, daß Alle, welche höhere Schulen besucht, sittlichen Charakterschaden erlitten, also auch nicht, daß ich in den Fall gekommen sein müßte, also daß Hr. Kleinedam einen logischen Boß geschossen, wenn er aus meiner Behauptung die ihm beliebte Folgerung gezogen hätte. Im übrigen aber sollte damit von mir die falsche Behauptung des Hrn. Kleinedam zurückgewiesen werden, daß gut eingerichtete Schulen das „einzige Mittel gegen Scheinbildung ohne sittlichen Gehalt“ seien. Das wird kein Mensch behaupten, der daran denkt, daß die sittliche Charakterbildung vielmehr noch durch christlich-fromme Familienerziehung auf der Grundlage der hl. Religion als durch selbst gute Schulen gefördert wird. Auch dann noch ist Kleinedam's Behauptung zu bestreiten, wenn er, wie in der Entgegnung, dieselbe mildert und statt „einziges“ setzt „bestes“ Mittel, obgleich es ein anderes Ding ist zu sagen: die gute Schule ist

das einzige und ein anderes: sie ist das beste Mittel gegen Scheinbildung. Hätte er Anfangs, wie er in der Entgegnung glauben macht, die Schulen das beste Mittel gegen hohle Scheinbildung genannt, so hätte er wenigstens nicht eine absolut falsche Behauptung niedergeschrieben und wir hätten ihm die Kleinigkeit vielleicht unbeanstandet passieren lassen.

Da derselbe in der Entgegnung gar nicht herausgefunden zu haben scheint, was ich in der kritisirten Abhandlung als „falsche,“ als „gewagte,“ als „sonderbare,“ als „kuriose“ und „triviale“ Auslassungen bezeichnet habe, so will ich mit Bezug auf die Entgegnung der vermischten Deutlichkeit nachhelfen.

Die falschen Behauptungen habe ich oben sub 1, 2 und 3 herausgestellt und dazu einen kleinen Appendix gegeben. Zu ihnen zähle ich auch jetzt die früher bloß als „Gemeinplatz“ laie berührte, „daß Sokrates die Philosophie vom Himmel gerufen.“ Das ist entweder eine Phrase oder eine Unwahrheit. Die Philosophie ist die Erforschung des Grundes der Dinge oder der Wahrheit. Jeder Schulsuchsel weiß, daß Sokrates nach der Wahrheit geforscht und daß er somit den Namen eines Philosophen verdient und um so mehr verdient, als viele andere Forscher, weil er in vielen Punkten sich der Wahrheit mehr angenähert, als sie. Aber er ist beim Forschen und Annähern stehen geblieben; man kann nicht einmal sagen, er habe die Wahrheit gefunden, weil er mit merklichen Irrthümern behaftet den Tod fand, viel weniger hat er die „Philosophie vom Himmel gerufen.“ Die Philosophie im gewöhnlichen Sinn ist ein Erzeugniß der Menschenvernunft und namentlich der heidnischen fehlte die Erleuchtung der Vernunft durch die göttliche Offenbarung. Sie war also vorzugsweise ein purmenschliches Produkt, aus dem Menschengestir in seiner Selbstbetrachtung und der Betrachtung der Dinge entsprungen. So auch bei Sokrates, der nicht einmal bis zu einer entschiedenen Erkenntniß des einen Gottes gelangte, sondern bei größerer Erkenntniß der Gottheit als seine Vorgänger doch noch bis zum letzten Augenblick von Göttern redete. Er hat also die Philosophie als Erforschung der Wahrheit nicht vom Himmel gerufen, sondern aus seiner denkenden Vernunft und der Betrachtung der Dinge; er hat noch weniger die Philosophie als Wissenschaft der Wahrheit vom Himmel gerufen, da ihm nur Strahlen der himmlischen Wahrheit leuchteten, während dies Verdienst wirklich allein Gott in Christo Jesu besitzt, der die Wahrheit vom Himmel gerufen und sie auf der Welt heimisch machte. Auf ihn angewendet ist jene Behauptung allein im vollsten Sinn nicht Phrase, sondern Wahrheit. Wohl also hatten die Heiden Philosophen und Philosophie, weil sie Denker hatten und Herr Kleinedam ist auf Holzwegen, wenn er sub I. glauben macht, ich behauptete, sie hätten keine wahre Philosophie gehabt. Wahre Philosophie ist schon das Forschen nach dem Grunde der Dinge, selbst wenn es das Gold der Wahrheit noch nicht blank und rein herausfördert. Aber die Philosophie, welche die volle Wahrheit gefunden, diese hatten sie allerdings nicht, weil die Wahrheit in Gott ruht und nicht anders an den Menschen kommt, als durch Gottes Offenbarung. Christus hat sie daher erst wirklich vom Himmel gebracht, nicht bloß, um sie, wie Hr. Kleinedam schnitzert, „den Armen im Geiste zu predigen,“ sondern als Bedingung des ewigen Lebens

für die dummschulzen Gelehrten, wie für die demüthigen Ungelehrten. Wenn übrigens, wie Entgegnung sub I., Hr. Kl. künftig die Schrift berücksichtigt, so wolle er gefälligst sie nicht falsch anziehen. Da steht nicht blos drin: den Armen wird das Evangelium gepredigt, zum Unterschied von den menschlichen Weltweisen, welche mit ihrer Weisheit nur die Reichen bedachten und die armen Sklaven ruhig Zugsperde sein ließen, noch weniger steht darin, was Hr. Kleineidam anführt, daß den Armen im Geist das Evangelium gepredigt werde, wobei ihm wohl geschwam, daß Gottes Sohn in der Bergpredigt die Armen im Geist d. h. die einfachen Seelen ohne Dummstolz und Hochmuth selig preist; sondern da steht vor allem: Gehet in die ganze Welt und predigt das Evangelium aller Kreatur, also auch der gelehrten Kreatur, welche des Evangeliums am ersten bedarf, weil sie oft erfahrungsmäßig vor lauter Bäumen den Wald nicht sieht und den Ausspruch St. Augustins vielfach bestätigt: die Ungelehrten reißen das Himmelreich an sich, während viele Gelehrte wie Verfehrte unthätig ihr Heil gefährden.

Nicht gerade zu den falschen, wohl aber zu den für einen katholischen Rektor unverzeihlichen Dingen in der Abhandlung rechnete ich, wenn Hr. Kl. das menschliche Ungeheuer, die blutdürstige Cousinen- und Katholiken-Mörderin Elisabeth ohne den leisesten Tadel in einem kathol. Schulprogramm als die „gelehrte und energische Königin“ herausstreicht, während er den spanischen Philipp II. ganz im Gegensatz ohne Berührung seiner sonstigen Eigenschaften als „grausam“ vorführt. Hr. Kl. hätte sich vollständig ersparen können, zu beweisen, daß er beides nicht protestantischen Geschichts-Compendien-Fabrikanten entlehnt und daß Elisabeth wirklich gelehrt und energisch, Philipp grausam gewesen, aus kathol. Geschichtsbüchern zu erweisen. In meiner Kritik steht nichts davon, daß er die benannten Dinge aus protestant. Compendien geschöpft, auch nicht, daß Elisabeth nicht gelehrt und energisch, Philipp nicht grausam gewesen, wie Jeder nachlesen kann. Sondern das steht da, daß Kl. diese Personen ganz im Geiste der gewöhnl. protest. Geschichts-Compendien-Fabrikanten abbildete und das Ungeheuer glorifizierte, während er Philipp, der sich in der That an Grausamkeit kaum mit Elisabeth messen darf, kurzweg als den „grausamen“ charakterisirt. Nicht also die den Beiden beigelegten Eigenschaften bilden den Rückpunkt, sondern die parteiliche Art, mit der Beide uns vorgeführt werden und dies ist ganz die Manier, wie protestantische Geschichts-Compendien gewöhnlich verfahren. Uebrigens hat sich Hr. Kl. wohl übereilt, wenn er uns Püz oder gar Rotteck, Welker und den alten Schlosser als Geschichtsautoritäten hinstellt. Die letzteren zumal zählen gar nicht mehr und wer uns sie als Bürgen für seine Ansichten anzieht, zwingt uns nur Vacheln ab. Wenn Hr. Kl. das Zeitalter der Elisabeth in seiner Abhandlung als das „goldene“ bezeichnet, so ist das jedenfalls von einem kathol. Schullektor sehr „sonderbar.“ Denn wenn sie für das politische und materielle Gewicht Englands wirklich Merkliches gethan, so ist doch bekannt, daß unter ihr die Ausrottung der Katholiken, ihre Vererbung und Reichthumsmachung in der schändlichsten Weise fortbetrieben wurde. Wo so viel Blut und Verbrechen zum Himmel schrie, von einem goldenen Zeitalter aus kathol. Munde sprechen zu hören und die Bemerkung zu lesen,

die Regierung des Ungeheuers verdiene als goldenes Zeitalter bezeichnet zu werden, das ist unerhört! Daß Protestanten diese Schönsärberei treiben, ist nicht auffällig, ebensowenig, wenn sie den kathol. Philipp Schwarz in Schwarz malen. Aber kathol. Schulmänner haben gewiß keinen Grund, den Anschauungen Jener sich anzuschließen. Was zur Reinwaschung Elisabeth's, kann mit viel mehr Recht für Philipp versucht werden, ohne seine wirklichen Regentensünden zu vertuschen. Ja er bekämpfte in den Mauren mit viel mehr Grund Feinde des Christenthums und des Reichs, als Elisabeth in den Katholiken, obgleich wir für seine Grausamkeiten so wenig Schminte besitzen, wie für die Elisabeth's. Gerade auch unter ihm, was Hr. Kleineidam bei Elisabeth so fleißig anrühmt, während er hier stille schweigt, entwickelte sich in Spanien trotz der großen Kriege ein reges geistiges Leben und der unsterbliche Cervantes erzieht ein würdiges Seitenstück zu dem großen Shakespeare. Hätte Hr. Kl. Philipp mit derselben Rücksicht, wie Elisabeth behandelt, so würde von uns kein Wort darüber verloren worden sein.

Zu den „gewagten resp. sonderbaren“ Behauptungen der Abhandlung, um weiter zu gehen, zählten und zählen wir die Programm pag. 10 berührten Wirkungen des mathematischen Studiums, dann die pag. 12 und 13 geschilderten Vortheile höherer Schulen, wo mehrfache strittige Behauptungen vorkommen, die Bekämpfung pag. 15 des Vorurtheils, „daß die Wissenschaften nur ein Privileg der bevorzugten Stände seien und daß außer Gelehrten und Geistlichen nur noch der Adel und die höhern Beamten studiren sollten,“ da ein solches Vorurtheil wohl nirgends gegenwärtig existirt, ferner die zu höherer Bildung auffordern sollenden Gründe der eigenen Existenz, wo es pag. 15 heißt: „Die Abgaben an Kirche, Staat und Gemeinde werden mit jedem Tage größer, die Lebensbedürfnisse hingegen und Arbeitskräfte immer theurer, die Lebensweise bei allen Ständen gewählter, Wohnung und Kleidung luxuriöser, die Vergnügungen verfeinert. Alle diese Mehrausgaben müssen bestritten werden, also auch Jeder bedacht sein, mehr zu verdienen.“ Um aber mehr zu verdienen, dafür wird die Erwerbung eines höheren Bildungsgrades empfohlen. Ob das nicht „sonderbar“ ist? Unserer meint, die „gewähltere Lebensweise,“ die luxuriöse Wohnung und Kleidung, die „verfeinerten“ Vergnügungen und die dafür erforderlichen Mehrausgaben seien nicht Dinge, welche begünstigt resp. bestritten werden müssen. Wenn die höhere Bildung auch für die Befriedigung dieser Dinge dienen soll, so geht sie gerade nicht drauf los, gute Werke zu unterstützen. Damit sie also zu empfehlen, ist sehr verhänglich.

Unbeschadet weiter der Einsprache des Hrn. Kleineidam, Entgegnung III., finden wir zuerst „kurios“ (nicht trivial!) die Ansicht, „daß nach des Tages Last und Hitze die Beschäftigung mit den Wissenschaften ein Vergnügen sei, das dem Zwecke, sich zu neuer Arbeit zu kräftigen, entsprechender sei, als jedes andre. Ich sagte, daß die Beschäftigung mit den Wissenschaften selbst eine anstrengende Arbeit sei, wenn sie nicht eine Spielerei sein solle. Ich wundere mich, daß Herr Rektor Kleineidam der sich doch selbst mit den Wissenschaften beschäftigt, das bestrittet. Die Beispiele, welche er für seine Ansicht beibringt, würden höchstens beweisen, daß sich auch Leute, welche nicht gerade

direkt darauf hingewiesen sind, in verschiedenen Lebensberufen auch noch mit wissenschaftlichen Studien beschäftigen können. Das gebe ich zu. Aber der Hans Sachsle wird es immer äußerst wenige geben; die Meisterfänger haben es selbst in der Poesie, die nicht unter die strengen Wissenschaften fällt, nicht weit gebracht und sind bald wieder an ihr Handwerk statt in die Poetenschule gegangen, und wenn ein Amtmann oder Professor der Medizin hin und wieder gedichtet und ein Gerichtsrath sich mit Litteratur und Uebersetzung Homers beschäftigt, so fragt es sich doch erst, ob diese an solche Arbeiten gegangen, wenn sie sich vorher müde gearbeitet und ob sie's der „Erholung“ und nicht aus innerm literarischen Drang gethan, abgesehen davon, daß Hr. Kl. ihnen allen nur poetische Liebhaberei zuschreibt, während ich von der Beschäftigung mit den ersten Wissenschaften gesprochen, die, es bleibt dabei, unendlich mehr anstrengen, als die schwerste Berufsarbeit und nach der man selbst der Erholung sicher bedarf, will man nicht bald körperlich zu Grunde gehen.

Schließlich sind die etwas „trivialen Exurse,“ die ich gefunden zu haben glaubte, u. a. pag. 16 und weiter, zu suchen. Der Kürze halber hebe ich nur einen Passus heraus.

Damit der Gewerbetreibende durch größere Bildung beschäftigt werde, „in allen Lebenslagen die Verhältnisse am besten zu seinem Vortheil auszunützen,“ — eine eigenthümliche Lebensphilosophie! — werden Kenntnisse im Rechnen, in der Physik und Chemie als nützlich empfohlen und dann heißt es pag. 16: „Auf jedem Dorfe giebt es einzelne, welchen das einfache Bier nicht mehr schmeckt und (die) dafür stärkeres, künstlicher gebrauchtes trinken wollen.“ Diesem Bedürfnis soll der daselbst etablirte höher gebildete Bierbrauer abhelfen. Genug; Herr Kleineidam wird, wenn er will, leicht einsehen, daß ich zu der schonenden Besprechung seiner Programmarbeit gute Gründe hatte und ich wünsche, daß er das, was ich damit bezweckt, anstrebe, nehmlich: daß er als entschiedener Katholik die katholische Anstalt leite und als katholisches Musterbild seinen Schülern voran leuchte, unbekümmert darum, wie viel Juden oder Protestanten die Schule besuchen.

Sie wird nur gedeihen, wenn sie allerwegs katholischen Charakter an sich trägt, und es soll mir eine wahre Freude sein, wenn ich nie mehr etwas an den Leistungen des Herrn Rektor Kleineidam zu bemängeln finde*).

Veronika.

Erzählung von Maria Franziska.
(Fortsetzung.)

Da kam Veronika und sagte ihr, daß Elise lebe und gesund sei, daß sie aber nicht in die Fabrik gehe, sondern einen Dienst angenommen habe, in dem sie sich glücklich fühle, und daß sie nicht wieder zu den Eltern zurückwolle. Wie fiel der Mutter dieses Wort auf's Herz! Ihr Kind war von ihr entflohen und wollte nichts mehr mit ihr zu thun haben! Sie weinte, sie klagte, sie jammerte und machte sich selbst und ihrem Manne die schrecklichsten Vorwürfe. Welch ein Leben hatte Elise bei ihnen gehabt! Nicht nur von Freude keine Spur, sie war zur Sünde getrieben

worden, zur Hehlerei und zum Gebrauch unrechten Gutes! Ja, sie begriff Alles! Lange hatte sie es schweigend und in aufgedrungener Ergebung ertragen; da war Veronika gekommen und ihr Anblick hatte das verwundete Gemüth zu einer That der Verzweiflung getrieben. Veronikas Anblick sagte jetzt auch ihr, der Mutter, was er im Herzen ihres Kindes geweckt hatte. Sie gab ihrer Noth die Hand, sprechen konnte sie vor Erschöpfung nicht.

Veronika verstand ihren Blick. „Tante,“ sagte sie mitleidig, „Gott gebe, daß Elise wiederkommt, ich werde sie dazu zu bewegen suchen; aber damit es besser gelingt, könnt Ihr nicht versprechen, daß ihr Vater sie nicht mehr zu der Fabrik zwingen will?“

„Ja,“ flüsterte die Kranke, „ich will es versuchen, o, bringe sie nur zu mir, bringe sie zu mir!“

„Armste Tante, wie gerne thäte ich das! Aber ich glaube, es gehört ein kleines Wunder dazu, daß sie freiwillig wieder hierher kommt; sie fürchtet den Vater zu sehr. Ihr müßt Gott recht inbrünstig bitten darum.“

„Ja, ich will beten,“ sagte Frau Fischeking leise, „o mein Gott!“ und sie faltete die Hände, was sie lange nicht mehr zum Gebete gethan.

Am nächsten Sonntag-Morgen fuhr Moriz in seinem Wagen wieder die Straße entlang, aber diesmal nicht an der Stadt, sondern in entgegengesetzter Seite, nach Winningen. Wir kennen schon den anmuthigen Weg und seine hübsche Umgebung, und hätten ihm gewiß mehr Aufmerksamkeit und Bewunderung geschenkt, als Moriz und sein Kutscher dies thaten. Diebmals fuhr er nicht selbst, sondern sein erster Knecht, ein alter, treuer Burche lenkte die wohlgenährten Rosse, die nicht grade Lurusperde waren, denen man aber ansah, daß auf der Hammermühle ein reiches Futter im Stall und Mittags eine wohlbesetzte Tafel war. Moriz saß aufrecht im Rückfige seines Wagens; die vielen blanken Messingknöpfe auf seinem feinen, dicken Tuchrock waren ebenso viele Zeugen für die Wohlhabenheit seines Besitzers und sie gaben jetzt diesem letzteren das nöthige Bewußtsein seiner Würde und Geltung, um mit Anstand den Zweck seiner kleinen Reise zu verfolgen.

Jetzt rasselte das kleine Gefähr mit Eile über das schlechte Pflaster des Dorfes; die Leute brauchten nicht erst an's Fenster zu kommen, um es zu sehen, sondern da der größte Theil der Einwohner sich auf demselben Pflaster und auf dem Kirchgange befand, drehten sich alle Köpfe nach ihm um, und mancher Mann im langen Tuchrock zog zuvorkommend den Hut ab, denn es war ja, wie bald die ganze Gemeinde wußte, der reiche Möllersohn aus der Hammermühle, und wozu kam er wohl anders nach Winningen, als um sich endlich eine Braut zu holen? gewiß die Tochter vom reichen Bauer Bruck oder vom Brauer, an dessen Thür jetzt der Wagen hält.

Moriz ist zwar so ziemlich im Dorfe bekannt, aber wo Veronika's Mutter wohnt, weiß er doch nicht. Er steigt aus, geht aber nicht erst in's Haus hinein, ein Gläschen zu trinken, sondern schnurstracks zur Kirche, zu der ein alter, in Unordnung geraffelter Stufenweg hinaufführt. „Diesen Weg ist sie gewiß oft gegangen,“ sagt er dabei zu sich, und oben auf dem kleinen von einer niedrigen Mauer umgrenzten Kirchhofe angekommen, hält er

*) Hiermit wird diese Diskussion in den Hausblättern geschlossen.

füll und betrachtet sich die herrliche Aussicht auf das weite gegliederte Thal, das im Glanze der freundlichen Septembersonne vor ihm liegt, und rückwärts den anmuthigen Höhenzug, an dessen Füße sich das Dorf hinzieht. Ja, hier hat auch sie oft gestanden, hier ist das Grab ihres Vaters, dem sie noch vor kurzem ihren letzten Kranz von Herbstblumen gebracht hat, welche die Tochter des Brauers für sie in ihrem Garten gepflückt hatte; jetzt sind die Aern und Georginen welk, aber der grüne Taxus hängt noch um das schwarze Kreuzchen, auf dem nur der Name des darunter Ruhenden steht. Wäre sie doch jetzt an seiner Seite, er würde von Allem weg und immer nur in ihr treues, reines, tiefes Auge schauen, das er nicht einen Augenblick vergessen hat, seitdem er sie zuerst gesehen. Seitdem ist er zweimal in der Stadt gewesen; zuerst ist er in das Haus, wo Herr Fiskering wohnt, gegangen und hat um Auskunft über sie gefragt, aber keine gefunden. Denn Veronika hatte nur einmal den Baden betreten, und Herr Mayer erinnerte sich dessen nicht mehr. Das zweite Mal hatte die Hoffnung ihr zu begegnen, ihn dahingetrieben, worin ihn das Glück seiner ersten Begegnung bestärkt hatte. Es glückte jetzt aber nicht, und da er als fleißiger Landwirth seine Zeit nicht auf so erfolglose Weise vergeuden wollte, andrerseits aber zu einem Entschlusse gedrängt wurde, hatte er beschloffen, in ihrem Geburtsorte Näheres über sie und die Thigen zu erfahren. Nach kurzer Ueberlegung war er mit sich überein gekommen, nach dem Gottesdienste den Pfarrer des Ortes zu besuchen, der Veronika gewiß kannte, und ihm offenherzig die Ursache seines Besuches mitzutheilen. Besonders mußte er sich Gewißheit darüber verschaffen, wer ihr Verlobter, wenn sie einen solchen hatte, war, und ob er ihm nicht den Vorrang abgewinnen könnte.

Er trat in das kleine, schon halbgefüllte Gotteshaus hinein und nahm hinter der Eingangstüre Platz, in der frommen Absicht, die Eintretenden gewissenhaft zu mustern, ob vielleicht die Aehnlichkeit der Gesichtszüge oder sonst etwas ihm ihre Familie verrathen würde. Die Augen gingen ihm über vom langen Hinschauen, und er zweifelte bald an dem Erfolg seiner Krieglust, da die Kirche fast gefüllt war; da trat eine bleiche, kleine, schwarzgekleidete Frau ein, und unmittelbar folgten ihr einige Mädchen und Knaben verschiedenen Alters, die unfehlbar zu ihr gehörten und ihre Kinder sein mußten. Die älteste Tochter, ein schlankes großes Mädchen, führte einen kleinen fünfjährigen Buben an der Hand. Sie ging zunächst an ihm vorbei, und da er sie prüfend ansah, sah auch sie ihn an, und es waren Veronika's Augen, die ihn anblickten. Er fühlte es auf der Stelle, sein Herz schlug freudig, fast dankbar erwiderte er ihren Blick, aber sie hatte sich schon gewendet, und folgte mit den Andern der Mutter, und Alle nahmen nicht weit von ihm in verschiedenen Bänken Platz. Er betrachtete die ganze Familie, und Alles, was er sah, erinnerte ihn an Veronika. Das andächtige Wesen der Kinder, ihr vorsichtiger Gang, die ärmlichen aber sauberen Sonntagskleider, die Bereitwilligkeit, mit welcher ihnen von Andern die Plätze eingeräumt wurden, und über Alles die Aehnlichkeit mit ihr, die er auf allen Gesichtern zu lesen glaubte; ja, das mußten die Thigen sein!

Nach beendigtem Gottesdienste geht er zum Pfarrer, dessen Wohnung unten dicht am Hügel liegt. Er weiß und sieht es

wohl, wie viele Augen ihm nachsehen, und wie viele Zungen geschäftig sind, den Zweck seines Besuchs beim Pfarrer zu ergründen; er hat aber nur Augen für die Wittwe, die mit ihrer Schaar die Straße hinausschreitet; ehe sie ihre Wohnung erreicht, wird ihm geöffnet, und er sieht sich bald einem ehrwürdigen Manne mittlerer Größe von ungefähr sechszig Jahren gegenüber. „Herr Pfarrer,“ sagte er, „ich bin der Sohn des Müllers auf der Hammermühle, mein Name ist Moriz Reigebür. Ich möchte Sie bitten, mir Auskunft über ein Mädchen Ihres Dorfes zu geben, das ich zwei Mal gesehen, und das ich, um's Ihnen kurz zu sagen, heirathen möchte. Ich weiß nur von ihr, daß sie Veronika heißt und jetzt in M. in Dienst ist.“

„Veronika Fiskering meinen Sie, mein junger Freund,“ fiel ihm der Pfarrer ins Wort, „nun das ist Gottes Werk, der sorgt so für Veronika und giebt Ihnen eine gute Frau in's Haus.“

„Ja, das glaube ich auch,“ sagte in größter Herzensfreude Moriz, dem's bei diesen Worten ganz warm wurde und sein Gesicht leuchtete, „ich habe sie nur zweimal gesehen und beide Male nur kurz gesprochen“ und er erzählte dem Geistlichen, der ihm mit größter Theilnahme zuhörte, die kurze Geschichte ihrer Bekanntschaft.

„Haben Sie aber auch bedacht, daß sie ein ganz armes Mädchen ist? Die arme Frau erhält sich hier kümmerlich, ihr ganzer Besitz besteht in dem kleinen Hause, das sie bewohnt.“

„Ich habe glücklicher Weise keine Frau nöthig, die mir Geld mit einbringt; freilich, lieb wäre es mir, besonders meines Vaters wegen, der es auf eine reiche Schwiegertochter abgesehen hat. Ich bin lange mit mir im Zweifel gewesen, ob ich die Tochter des Bauers Bruck nehmen sollte oder die vom Brauer da drüben; es sind beide gute Mädchen, und ihre Väter hätten sie mir gerne gegeben, aber liebgewinnen konnte ich keine. Als ich neulich Veronika begegnete, da wußte ich gleich, welche mir die rechte war, und mein Vater wird sich schon mit ihr zufrieden geben müssen. Was ihr an Mitgift fehlt, wird sie vielleicht durch Arbeitsamkeit und Sparsamkeit gemach einbringen, und das ist auf die Dauer noch mehr werth.“

„Da haben Sie mir aus der Seele gesprochen,“ sagte lächelnd der Pfarrer. „Eine bessere Wahl konnten Sie nicht treffen, und für das liebe Mädchen selbst und ihre Familie ist es eine große Freude. Aber sind Sie ihrer denn auch ganz sicher?“

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Frankenstein. Am 12. d. Mts. früh um 4 Uhr starb unser Kloster- und Kranken-Seelsorger P. Franz Grummann im Alter von 53 Jahren und 10 Monaten. Wie sein Leben, war sein Tod, nach fast 10jähriger Wirksamkeit hier, gottergeben. Er war den Klosterbrüdern geistlicher Freund im wahren Sinne des Wortes und nahm den innigsten Antheil an Aller Freud und Leid. Den Kranken war er ein liebevoller Tröster und Lehrer, und unvergeßlich werden uns seine täglich im Krankensaale gehaltenen Erhorten bleiben, die er nur nothgezwungen aussetzte. Möge der Herr ihm die treuen Dienste lohnen, und die freundlichen Leser seiner armen Seele im Gebete gedenken. Darum

bitten die barmherzigen Brüder, welche ihm ein Requiescat in pace nachrufen.

Heidelberg. (Selbstmord.) Das „Heidelb. Journal“ schreibt: „Wiederum hat ein hiesiger Student sein Leben durch Erschießen beendet. Aus den uns von Freunden desselben gemachten Mittheilungen und vorgefundenen Briefen geht unzweifelhaft hervor, daß derselbe abermals das Opfer eines sogenannten amerikanischen Duells geworden. In einem Briefe an einen seiner Freunde heißt es: Lieber Freund! Mit Bedauern muß ich Dir gestehen, daß ich gestern nicht die reine Wahrheit gesagt habe. Ich hatte jedoch meine gute Absicht dabei; denn ich wollte Dir gestern noch nicht verrathen, daß ich schon um mein Leben gewürfelt habe. Am Sonntage habe ich das feierliche Ehrenwort gegeben und sogar mit einem Gelübde bekräftigt, falls ich verliere, mein Leben beschließen zu wollen. Lieber Freund, Du wirst mich nicht mehr leben sehen . . . da ich nur noch dreimal 24 Stunden Frist habe. Ein anderer Brief wurde zerrissen auf seinem Tische gefunden. Die Adresse ist nicht angegeben, vermutlich an seinen früheren Cartelsträger. Lieber Freund! Leider ist es so, wie ich Dir gesagt habe, aber die Art und Weise des Duells ist etwas schauderhaftes. Ich habe mein Leben mit Würfelspiel verloren.“

Wien. (Ein Pudel als Neufundländer!) Ein junger Etager, der unweit der Kettenbrücke am Schanzl in Wien seine Mußestunden damit verkürzte, daß er seinen Begleiter, einen wohlbedressirten Pudel, in den Donaukanal geworfene Holscheite apportiren ließ, fiel bei einer forcirten Wurfbewegung mit einem entsetzlichen Schrei in's Wasser. Auf diesen Sammeruf kehrte der Pudel, der schon in der Mitte des Stromes war, um, packte seinen Herrn bei dem sammetnen Rocktragen und schlepte ihn unter dem Hallo der Umstehenden an's Trockene.

— Ein junger Kaufmann in einer Vorstadt zu Wien legte jüngst während einiger Tage in das Schaufenster seines Verkaufsortes einen geschriebenen Zettel, auf welchem die Worte standen: „Der Besitzer dieses Geschäftes wünscht sich mit einem braven Mädchen oder einer jungen Wittwe zu verheirathen. Vermögen ist nicht erforderlich!“ — Der Laden des jungen Heirathscandidaten soll seitdem nicht leer von Käuferinnen gewesen sein.

London. Auf die Anbringung von Rindholzkreibflächen im Inneren von Hütten und Mägen ist in England ein Patent erteilt worden! Wir machen die Tabakraucher auf diese Erfindung von colossaler Importanz aufmerksam.

* Friedrich der Große ließ dem Mursinna auf dessen ehrenfurchtvolle Uebersetzung seines Buches „über Frauenzimmerkrankheiten“ mittelst allerhöchsten Resoluts vom 4. Juli 1786

folgende lakonische Antwort zugehen: „Er soll lieber suchen, Kerkel zu füttern, denn darum ist er Regiments-Geldscheer.“

Vom 6. bis 13. Septbr. bei der Collecten-Affervation zu milben Gaben eingegangen:

Missionen: Grottkau H. R. Eur 10 rthl. — **Bonifacius Verein:** Breslau Fr. Pfeiffer 3 rthl., Grottkau H. R. Eur 10 rthl. — **Verein der heil. Kindheit:** Grottkau H. R. Eur 21 rthl. — **Zülz H. R. Pfleger** 3 rthl., **Zirkwitz H. R. Soffner** 3 rthl., **Krausnadt H. R. Vic. Lucette** 4 rthl., **Breslau v. d. Waisenk.** ad m. doloros. u. v. d. Mädchen der Domikule 23 rthl. — **Für den heil. Vater:** Raumburg a. D. H. R. Brunn 2 rthl., **Grottkau H. R. Eur** 37 rthl. — **Schullehrer-Wittwen- und Waisen-Kasse:** Pilschen a. B. Aloysia Gräfin Matuszka (für ein Gral „Herbstblumen“ von J. Barndt) 3 rthl. — **Züllschau:** Ant Kl.-Strehly 22 sgr. 6 pf.

Familien-Nachrichten.

Verlobt. Fr. Anna John, Hr. Km. C. Tillner, Kloster Heinrichau; Fr. Bertha Masche, Hr. Buchdruckereibesitzer C. Moske, Glogau; Fr. Minna Ludwig, Hr. Schornsteinfegermeister C. Schwarzer, Breslau; Fr. Auguste Wandel, Hr. C. Ulrich, Vollenhain; Fr. Marie Hilg, Hr. Inspektor Birke, Leobischau.

Gestorben. Kreisger.-Executor Fr. Schimonek, Münsterberg; Fr. Pauline Gärthchen, Schwerin a. W.; Rittergutbes. C. Gahn, Peltshütz; Fr. Hauptm. M. v. Maltz, Zastschenau; Leibarbeiter R. Przhoda, Königshain.

Vorräthig bei G. P. Aberholz in Breslau:

Katholischer Volkskalender für 1865.

Herausgegeben von Friedrich Wilhelm Grimme. 25. Jahrgang. Mit 6 Illustrationen. Preis 10 Sgr. — Gebunden mit Papier durchschossen 12½ Sgr.

Verlag der L. Schwann'schen Buchhandlung in Köln und Neuß.

[259]

Grosser heiliger Kreuzweg!

Oelfarbendruck auf Leinwand, empfiehlt die Kunsthandlung von Giovanni B. Oliviero in Breslau. [261]

Schüler, die das kathol. Gymnasium besuchen wollen, finden in der Nähe desselben, Schmiedebrücke Nr. 33 bei F. Hanslitz, unter soliden Bedingungen Ausnahme und Pflege, sowie nöthigenfalls Unterricht in allen Lehrgegenständen. [260]

Ein zuverlässiger Commis sucht bald eine Stelle im Spezerei- oder Eisen-Geschäft. Das Nähere Mühlgasse Nr. 3, zwei Treppen rechts. [263]

Gelübte Düsseldorfinnen werden sofort beschäftigt Laurentiusplatz Nr. 12 bei Wittwe Schön. [262]

W. Preuß' Sargmagazin, Kupferschmiede, Straße 33.

J. Schorske's Sargmagazin, Neumarkt 12.

Breslauer Börse vom 15. September 1864.

Getreide-Preise vom 15. Septbr.

Freiw.Staats-Anl. 4½	—	Posener Pfandbr. 3½	—	Schles.neueLit.B. 4	100½ B.	W. Weizen . . .	Schl. 63—71—78 Sgr.
conv. v. 50 u. 52 4	97 B.	do. do. 4	—	do. Lit. C. . . 4	100½ B.	G. Weizen . . .	60—63—68
Preuss. Anl. 1853 4	—	do. do. neue 4	95½ B.	do. Lit. B. . . 3½	—	Roggen . . .	41—42—44
Preuss. Anl. 55.56 4½	101½ B.	Schles. Pfandbr. 3½	92½ B.	Schles. Rentenbr. 4	98½ G.	Hafer . . .	22—28—32
Preuss. Anl. v. 59 5	106½ B.	do. Rustical 4	99½ G.	Posen. Rentenbr. 4	95½ B.	Erbsen . . .	52—58—64
Präm.-Anl. 1855 3½	Verloosg.	do. do. 3½	—	Oesterr. Nat.-Anl. 5	68½ bez.	Kartoffeln . . .	Sack 24—30 Sgr.
Staats-Schuldsch. 3½	89 G.	Schles.neueLit.A. 4	100½ B.	Oesterr. Banknoten	86½ G.	Raps und Rüben, pro 150 Pfd.	

Druck von Robert Nischowsky in Breslau, Universitätsplatz 16.